

sinnvoll ist. Das ungewöhnliche Ergebnis der umfangreichen Recherchen über Fontenay und seine verwandtschaftlichen Verhältnisse, dessen Geheimnis hier nicht gelüftet werden soll, ist im ersten Kapitel des Buches dargestellt. Das dann folgende beschreibt Fontenays erfolgreichen Start als Schiffsmakler in Hamburg. Als vermögiger Mann heiratete er die reiche Witwe Anna Catharina Kirsten, die mit ihren vier Kindern seine Familie bildete. Eigene Kinder bekam das Paar nicht. Vier weitere Kapitel handeln von Fontenays Engagement als Eigentümer und Reeder des Seglers „Frau Anna“, von seinen Aktivitäten vor, während und nach der Franzosenzeit sowie von seiner mehrjährigen Abwesenheit von Hamburg in dieser Zeit, deren Grund (noch) nicht geklärt ist. In weiteren Kapiteln erfahren wir Näheres über Fontenays Immobiliengeschäfte, die Irritationen, die es durch eine möglicherweise vermögende Ziehtochter gegeben hat, sein Vermächtnis und eine kurze Geschichte der Familienstiftung und ihres Immobilienbesitzes von ihrer Gründung 1831 bis zum heutigen Tag. Im Anhang finden sich außer den detaillierten Forschungsergebnissen über Fontenays Familie Charakterisierungen seiner Geschäftspartner und ihrer Familien sowie einen seiner Kapitäne und Details über die Havarie wie den Verkauf seines Schiffes.

Durch die geradezu kriminalistisch anmutenden Beschreibungen der Suche nach John Fontenays Herkunft wird dies zu einer überaus spannenden Lektüre und liest sich teilweise wie ein Kriminalroman. Das Buch enthält viele farbige Illustrationen, Faksimile-Drucke von aufgefundenen Dokumenten und ist äußerst luxuriös ausgestattet. Für wirtschaftsgeschichtlich Interessierte ist es ein Genuss.

Claus Gossler, Wentorf

Henning Albrecht, Alfred Beit. Hamburger und Diamantenkönig. Hamburger Wissenschaftliche Stiftung. Hamburg (Hamburg University Pr.), 2011. 152 S., Abb. (= Mäzene für Wissenschaft, Bd. 9), 22,80 EUR. Auch online verfügbar, s. http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2011/107/pdf/HamburgUP_MfW09_Beit.pdf.

Am „Katzentisch der Erinnerungskultur“ sieht der Historiker *Henning Albrecht* den Mäzen Alfred Beit (1853–1906) im Gedächtnis von dessen Heimatstadt Hamburg platziert: Nur eine kleine Straße im Stadtteil Harvestehude – eine „Sackgasse mit Wendehammer“ – sei nach ihm benannt; eine Würdigung zwar, aber keine angemessene, habe Beit doch als einer der reichsten Männer des späten 19. Jh.s mit seinem Vermögen gerade hier für die Wissenschaft viel Gutes getan – nicht zuletzt mit seiner Stiftung von 2 Mio. Reichsmark, einem „Großteil“ des Gründungskapitals der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung, die Keimzelle der Hamburgischen Universität werden sollte.

Der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung war dieser Umstand Motivation genug, Henning Albrecht mit der bis dato ausstehenden lokalgeschichtlich-biographischen Erforschung des Lebens und Wirkens des Hamburger Mäzens Alfred Beit zu beauftragen. Er sollte „diesen ungewöhnlichen Mann, Finanzier und Philanthropen erstmals einem deutschen Publikum bekannt [...] machen und nicht zuletzt diesen Wanderer zwischen Nord- und Südhalkugel auch seiner Heimatstadt in Erinnerung [...] rufen“. Der Band ist dann in der von der Stiftung anlässlich ihres 100-jährigen Bestehens herausgegebenen Reihe Mäzene für Wissenschaft erschienen.

Auf knapp rund 150 Seiten, viele von ihnen lebendig bebildert, widmet sich Albrecht folglich genau dieser Aufgabe. Alfred Beit, so schreibt *Stefanie Schüler-Springorum* (noch als Direktorin des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden) in ihrem Vorwort, stünde als Sohn getaufter Eltern exemplarisch „für das kaufmännische Hamburger Bürgertum, wo jüdische, ehemals jüdische und protestantische Familien in einem engen Netzwerk miteinander verbunden lebten“. Schritt für Schritt macht sich Albrecht an die Entwirrung dieses Geflechts. Chronologisch-biographisch baut er seine Arbeit auf, erzählt die familiäre Vorgeschichte sephardischer Juden, berichtet – mit Verweis auf die leider nur sehr rudimentäre Quellenlage – auf Beits Zeit als „hoffnungsloser Fall“ in seinen Jugend-, Militär- und Lehrjahren und taucht schließlich ein in die langsam beginnende internationale Handelskarriere.

Einen wichtigen Teil des Besuches nimmt auch vom Umfang her die Untersuchung von Beits südafrikanischer Zeit ein, in der er mit Gewinnung und Handel von Diamanten ein Vermögen verdiente und in dieser Zeit engen Kontakt mit Cecil Rhodes pflegte, einem der wesentlichen Protagonisten des britischen Imperialismus. Es ist ein schwieriges Fahrwasser bis hin zu Verflechtungen in den „Jamenson Raid“, einem Putschversuch im Vorfeld des zweiten Burenkrieges, in dem sich Autor Albrecht bewegt, offenbart sein Forschungsobjekt Alfred Beit als kolonialistischer Profiteur und Ausbeuter südafrikanischer Rohstoffe wie eben auch Förderer lokaler Infrastruktur durchaus doppelbödig Dimensionen für eine historische Einordnung.

Albrecht bleibt dabei stets auf sein Thema Alfred Beit konzentriert, er benennt beispielsweise die schwere Minenarbeit, viele Fotos illustrieren sie zusätzlich – eine Sozialgeschichte des Diamantenabbaus, in der vielleicht auch einzelne der Arbeiter zu Wort kommen, schreibt er nicht. Man erfährt stattdessen von Beits „großer persönlicher Einsatzbereitschaft“ („Er war jeden Morgen um sechs auf den Beinen, ritt zu den Minen, inspizierte die Arbeit, sprach mit Managern. Dann erst folgte das Frühstück.“), seinen charakterlichen Vorzügen von Aufrichtigkeit, Güte, Ehrlichkeit und organisatorischer Stärke, auch seinen wachsenden politischen Einflüssen und letztlich natürlich von seinem großen finanziellen Engagement – durch Schenkungen und Stiftungen, mit denen beispielsweise die Gründung der Universität in Johannesburg oder der Ausbau des Eisenbahn- und Telekommunikationsnetzes ermöglicht wurde. Gerade Letzteres sei eben auch zu verstehen im Sinne jenes imperialistischen Ansinnens des „Empire Building“ – ein Ziel, das sich heute überlebt hat (und das niemand mehr so benennen würde“, schreibt Albrecht. „Aber Beit war [...] von dem Wunsch geleitet, dem südlichen Afrika ‚etwas zurückzugeben“.

Von der Verbindung zwischen Ökonomie und Politik macht sich der Autor schließlich an Beits Londoner Zeiten, an dessen Aktivitäten als Kunstsammler und internationaler Stifter und stellt endlich die Schenkung für die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung vor. „Es ist auffällig, dass Beit in erster Linie Bildungsprojekte gefördert hat“, belegt Albrecht. „Karitative Stiftungen haben von ihm, nach bisheriger Kenntnis, kaum Unterstützung erhalten, wissenschaftliche Institute, Forschungs- und Schulprojekte, aber auch medizinische Einrichtungen hingegen häufig“, lautet ein Fazit.

Klar ist: Viel hat Autor Henning Albrecht zusammengetragen, aus englischer Literatur und – das ist besonders erwähnenswert – aus einer Reihe von sonst nicht zugänglichen Familiensammlungen und -korrespondenzen, wenngleich jene in südafrikanischen und britischen Archiven enthaltenen Schriftstücke unberücksichtigt

bleiben. Albrecht, das wird immer wieder deutlich, bemüht sich um ein facettenreiches Bild von einer schillernden Persönlichkeit. Gerade in Anbetracht eines derart konturierten Bildes fallen allerdings doch eine Reihe von Formulierungen auf, die historische Komplexitäten stark reduzieren. „Als der menschenverschlingende politische und rassistische Wahn der Deutschen, der sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert abgezeichnet hatte, unter der Nazi-Herrschaft zu voller und greller Blüte gelangte, wurden auch die Beits wieder zu Juden erklärt“, heißt es da an einer Stelle; von „Mit den Werten unserer Gegenwart gemessen...“ geht es altbacken und in der Aussage eher unklar andernorts weiter.

Insgesamt jedoch hat Albrecht eine überaus detailreiche, gut lesbare und konsequent erzählte Biographie vorgelegt, die noch dazu um nützliche Hinweise wie ein Personenverzeichnis und einen kurzen biographischen Daten-Überblick ergänzt ist. Es ist eine wichtige, da auch bisher fehlende Arbeit, und sie ist ideal aufgehoben in der Reihe „Mäzene der Wissenschaft“, für die in der Stadt Hamburg mit ihren insgesamt mehr als 1000 Stiftungen noch viele Themen parat stehen (die bisher erschienenen Bände der Reihe sind alle in der ZHG besprochen worden, Bd. 8 von *Carmen Krause* über Franz Bach in dieser Ausg.).

Janina Fuge

Oscar Tropelowitz. Sozialer Unternehmer und Kunstmäzen. [Katalog zur Sonderausstellung im Jüdischen Museum Rendsburg vom 4. Juli bis 3. Okt. 2010.] Hg. von *Christian Walda*. Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf. Rendsburg 2010. 107 S., zahlr. Abb., Faks., 14,90 EUR.

Wie die Ausstellung vermittelt auch der Katalog einen umfassenden Eindruck vom Leben und Wirken des Unternehmers, Kunstsammlers und Mäzens Oscar Tropelowitz (1863–1918). Er stammte aus dem assimilierten deutsch-jüdischen Bürgertum im oberschlesischen Gleiwitz. Sein Vater Louis T., Maurer- und Baumeister, hat dort die neue Synagoge gebaut. Der Großvater Salomon T. war Weinhändler. (Das auf S. 49 als „väterliches Haus“ bezeichnete Gebäude zeigt dessen Haus am „Ring“).

Einer Apothekerlehre und dem Studium der Pharmazie folgte ein mit der Promotion abgeschlossenes Studium der Kunstgeschichte. 1890 erwarb Oscar Tropelowitz das pharmazeutische Laboratorium des Altonaer Apothekers Paul Beiersdorf und machte innerhalb weniger Jahre aus dem nach Hamburg verlegten Betrieb ein führendes Unternehmen. Unter den von ihm kreierten Marken ist die 1911 eingeführte Marke „Nivea“ (lat. „die Schneeweisse“) bis heute die bekannteste. Den Siegeszug dieser Marke und anderer Produkte des Unternehmens veranschaulichen Fotos historischer Warenverpackungen aus dem Firmenarchiv. Der „Beiersdorfer“ *Thorsten Finke* zeichnet eingehend die Unternehmens- und Produktgeschichte der Firma Beiersdorf bis 1918, dem Todesjahr von Oscar Tropelowitz, nach. Ein chronologischer biographischer Abriss folgt. Das soziale Empfinden des Unternehmers Tropelowitz beweisen seinerzeit noch außergewöhnliche Sozialleistungen für die Belegschaft – wie etwa bezahlter Urlaub und kostenloses Mittagessen.

Der Rendsburger Museumsleiter *Christian Walda* sucht in seinem Beitrag nach den Wurzeln jüdischen Mäzenatentums in der wilhelminischen Kaiserzeit. Er findet sie in patriotischer Gesinnung und dem Bewusstsein sozialer und kultureller Verantwortung sowie in der wohlhabenden Juden von ihrer Religion auferlegten Pflicht, Bedürftige zu unterstützen, findet sie aber auch in deren damals noch notwendigem